

Renate Mayntz zum 90. Geburtstag

Am 28. April feierte Renate Mayntz ihren 90. Geburtstag. Auch wenn der Geburtstag dieses Jahr auf einen Sonntag fiel, möchte ich nicht meine Hand dafür ins Feuer legen, dass er gänzlich arbeitsfrei verlief. Wer wie ich einige Jahre Mitarbeiter von Renate Mayntz war, muss jedenfalls aufpassen, sich selbst kein schlechtes Gewissen einzureden, weil er den eigenen Geburtstag oder den der Ehefrau mal ganz arbeitsfrei verbringt. Renate Mayntz hat zwar nie als Lebensmaxime jedes ordentlichen Wissenschaftlers proklamiert, auf Geburtstage keine Rücksicht zu nehmen; und tatsächlich weiß ich überhaupt nicht, wie Renate Mayntz ihre Geburtstage zu verbringen pflegt. Aber auch unausgesprochen vermittelt sie ihrem Umfeld den starken Eindruck, es könne doch gar nicht anders sein, als dass Geburtstage keine Ausrede für Müßiggang sind.

Ebenso sicher kann man annehmen, dass – ginge es nach Renate Mayntz – runde Geburtstage als Anlass für Würdigungen des Lebenswegs und Lebenswerks einer Person, wenn nicht generell, so doch jedenfalls in ihrem Fall untersagt würden. Da es aber in diesem Punkt nicht nach ihr geht, will ich versuchen, einige prägende Züge der Sozialwissenschaftlerin Renate Mayntz zu skizzieren.

Ich beginne mit einem Aspekt, der manchmal und manchen das Wichtigste überhaupt zu sein scheint, von dem Renate Mayntz selbst aber bis heute kein Aufhebens macht: Unter denjenigen großen deutschen Nachkriegssoziologen, die sich in den späten 1950er und frühen 1960er Jahren im Fach etablierten und es jeder auf seine Weise prägten (in alphabetischer Reihenfolge: Hans Paul Bahrtdt, Karl-Martin Bolte, Ralf Dahrendorf, Thomas Luckmann, Niklas Luhmann, Burkart Lutz, Friedhelm Neidhardt, Heinrich Popitz, Erwin K. Scheuch), ist Renate Mayntz die einzige Frau. Ihre Kollegenschaft im Fach und an der Universität war lange Zeit eine Männerwelt – und ist es, abgeschwächt, bis heute. Mitte der 1980er Jahre war Renate Mayntz die erste Frau, die von der Max-Planck-Gesellschaft zur Gründungsdirektorin eines Max-Planck-Instituts berufen wurde. Man kann vermuten, dass das männliche Max-Planck-Establishment bei dieser Personalentscheidung und auch danach noch genauer als sonst hingeschaut hat. Aber, wie schon gesagt: Renate Mayntz ist stets so aufgetreten, als ob die Wissenschaftlerrolle kein Geschlecht hat; und sie ist mit dieser Fiktion offenbar gut gefahren.

Ganz wenige Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftler können auf eine so lange, noch immer nicht beendete Forschungstätigkeit zurückblicken: 66 Jahre seit der Promotion im Frühjahr 1953 – davon 22 Jahre,

also ein Drittel im Ruhestand! Denn Renate Mayntz wurde, wie es deutschen Regelungen entspricht, bereits 1997 als Direktorin des Kölner Max-Planck-Instituts für Gesellschaftsforschung emeritiert. Sie hat das aber nicht als »Entpflichtung« von der Forschung aufgefasst, sondern weiterhin kontinuierlich gelesen, Daten gesammelt, Überlegungen hin und her gewendet, diskutiert, vorgetragen, aufgeschrieben und publiziert.

Renate Mayntz' Wissenschaftlerinnenlaufbahn begann kurz nach dem Zweiten Weltkrieg mit dem Studium – nicht der Soziologie, sondern erst einmal der Chemie. Ihr Vater, Professor der Ingenieurwissenschaften, war sicher nicht ganz unschuldig daran, dass sie früh am Forschen interessiert war. Prägende Erfahrung einer Kindheit und Jugend unter Naziherrschaft und im Zweiten Weltkrieg war, »herumgeschubst« zu werden, »Opfer von Machtprozessen zu sein, die über mich hinwegrollten« – so reminiszierte sie es gesprächsweise. 1948 ergriff sie die Gelegenheit eines Bachelor-Stipendiums am renommierten Wellesley College an der Ostküste der USA. Noch keine zwanzig Jahre alt, hatte sie es schon eilig und absolvierte das auf vier Jahre angelegte Studium in zwei Jahren – Hauptfach Chemie, aber sie hatte auch einen Kurs Soziologie, der sie nicht sehr beeindruckte, weil er im Unterschied zur Chemie so einfach war. Zurück in Berlin brauchte sie, einschließlich des plötzlichen, aber folgerichtigen Studienwechsels, zwei Jahre bis zur Promotion in Soziologie. Die Universität als Ort, an dem man einen Bildungsroman durchlebt, war ihre Sache nicht. Sie wollte möglichst schnell Forscherin in der Industrie werden und stellte sich vor, »Betriebsklimauntersuchungen« zu machen, bis ihr akademischer Lehrer Otto Stammer ihr bedeutete, dass die Industrie kein guter Ort für unabhängige Grundlagenforschung sei, sondern dass man sich dafür am besten habilitiere. Vier Jahre nach der Promotion reichte die 28-jährige Renate Mayntz dann an der FU Berlin ihre Habilitationsschrift ein, um danach mit einem Stipendium in die USA zu gehen und die dortigen Zentren und Größen der Soziologie, speziell der Organisationssoziologie zu besuchen.

Wie viele deutsche Sozialwissenschaftler, die in der unmittelbaren Nachkriegszeit fachlich sozialisiert wurden, griff sie entschlossen zu, als der Zugang zum damals neuesten Stand der US-amerikanischen Sozialwissenschaften geboten wurde: Methoden, Theorien, themenbezogene Wissensbestände. Ein provinzielles Wiederbeleben deutscher Soziologietraditionen, wie von anderen versucht, lag ihr fern, was natürlich nicht hieß, die international längst eingemeindeten deutschen Klassiker, allen voran Max Weber, zu ver-

leugnen, und ebenso einschloss, der internationalen Szene noch wenig bekannte deutsche Soziologen der Zwischenkriegszeit wie Theodor Geiger zugänglich zu machen.

Die weiteren Stationen, mit allen Erfolgen und Ehrungen, können hier nicht einmal stichwortartig aufgelistet werden. Hervorhebung verdient jedoch, dass es sich um einen thematisch zugleich sehr folgerichtigen wie entdeckungsfreudigen Weg handelte. Der Startpunkt (1950er Jahre) in der politischen Soziologie, mit frühen Gemeindestudien und Forschungen zu politischen Parteien als Organisationen, führte in den 1960er Jahren in die Organisationssoziologie. Hier leistete Renate Mayntz Großes für deren Etablierung in Deutschland, zeitgleich und gemeinsam mit Niklas Luhmann. Die 1970er Jahre, in denen die Zusammenarbeit mit Fritz W. Scharpf begann, und die erste Hälfte der 1980er Jahre gehörten dann der Verwaltungsforschung, die zunächst – auch mit großen Beratungsprojekten für die Ministerialreformen der sozialliberalen Koalition – das organisationale Binnenleben der Verwaltung beleuchtete, um sodann in der Implementationsforschung, die Mayntz als Forschungsperspektive nach Deutschland brachte, Politikfelder und die Umsetzung von Politiken in den Blick zu nehmen. Das war dann schon das Ende der Reformära, in der Mayntz und Scharpf eine »aktive Politik« propagiert hatten; fortan gab Luhmanns Steuerungspessimismus theoretisch und politisch den Ton an. Doch Mayntz und Scharpf hielten mit empirischen Belegen dagegen: Ja, politische Gesellschaftsteuerung ist schwierig und scheitert oft; aber sie kann auch gelingen, wenn man es richtig angeht und die Bedingungen nicht allzu ungünstig sind. Um auf einer solchen Linie argumentieren zu können, musste Renate Mayntz über die Policy-Forschung hinaus einen Schritt in eine wieder stärker soziologisierte Gesellschaftsforschung machen, was mit dem 1985 von ihr gegründeten Kölner Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung geschah. Dieses Institut steht seitdem, auch nach Mayntz Emeritierung, wie nicht so viele andere Institute weltweit für einen zwar bisweilen schwierigen, aber äußerst ertragreichen Spagat zwischen Soziologie und Politikwissenschaft, den ihm Renate Mayntz von Anfang an als Mission auf den Weg gab.

Ein weiter Weg! Vom Binnenleben von Organisationen zu großen gesellschaftlichen Dynamiken, die heutzutage oft im globalen Maßstab betrachtet werden müssen – was auch Renate Mayntz tut, wenn sie sich vor einiger Zeit etwa für weltweite Netzwerke des Terrorismus, dann für Finanzmarktregulierung interessierte und ganz aktuell geopolitische Auseinandersetzungen und Verschiebungen von Machtzentren studiert.

Trotz vieler politiknaher Themen: Ein politisches Missionarstum, womöglich gar im Irrglauben, sich auf soziologische »Wahrheiten« berufen zu können, ist Renate Mayntz ein Schrecken – geradezu der Schrecken schlechthin, den Gesellschaft ausbrüten kann. In der Erinnerung an die 68er-Zeit findet sie starke, ihre damalige Erschütterung nachempfinden lassende Worte. Sie war, zu der Zeit Professorin an Freien Universität in West-Berlin, durchaus »progressiv«, fand viele Anliegen der Studentenbewegung, was die Reform sowohl der Universitäten als auch der Gesellschaft anbetraf, unterstützenswert. Doch dann geriet einiges aus dem Ruder, und auf einmal sah sie sich bis in ihre Vorlesungen und Seminare hinein mit etwas konfrontiert, was damals den gleichermaßen konsternierten Jürgen Habermas von »Linksfaschismus« sprechen ließ: »eine neue Glaubensbewegung, [...] die auch Gewalt ausübte.« Sie selbst rechnet sich der von Helmut Schelsky porträtierten »skeptischen Generation« zu, deren Credo sie so formuliert: »Nein, ich glaube nicht noch einmal« Wobei sie, anders als einige ein paar Jahre ältere Sozialwissenschaftler, dem Nationalsozialismus nie auf den Leim gegangen war – das »noch einmal« trifft also auf sie persönlich gar nicht zu.

Gewalt: »das widert mich an«. Dass solche Erfahrungen, zum einen hautnah, zum anderen als Entsetzen über die nach Kriegsende schnell bekannt gewordenen Geschehnisse in den Konzentrationslagern, Renate Mayntz' Weg in die Soziologie gebahnt haben und ihren Blick auf gesellschaftliches Geschehen bis heute bestimmen, mag beim ersten Blick auf die Themenpalette ihrer Arbeiten verwundern. Man muss schon zwischen den Zeilen lesen, um dann immer wieder auf diesen »Entdeckungszusammenhang« zu stoßen. Das liegt daran, dass sie für sich aus ihrer Abscheu vor sozialwissenschaftlichen Missionaren ein bewusst nüchternes Verständnis von soziologischer Aufklärung gefunden hat: informationsgesättigt statt spekulativ, »technokratische« Beratung von Entscheidungsträgern statt »Aktionsforschung« oder »public sociology«. Den Preis der Deutschen Gesellschaft für Soziologie für öffentliche Wirksamkeit des Faches erwirbt man sich so nicht – wohl aber für ein herausragendes wissenschaftliches Lebenswerk.

Ein Lebenswerk, das durch – stets riskantes – Grenzgängertum geprägt ist. Der Spagat zwischen Soziologie und Politikwissenschaft wurde schon erwähnt. Hinzu kommt, dass Renate Mayntz einerseits stets sehr aufgeschlossen war für Anregungen sozialwissenschaftlichen Denkens durch naturwissenschaftliche Modelle – aber ein modisches Drapieren sozialer Tatbestände durch aufregend klingendes Vokabular wie »Selbstorganisation«, »Autopoiesis«, »dissipative Strukturen«, »Synergetik« etc. strikt ablehnte. Es ging ihr nie

um bloße semantische Innovationen, sondern um ein besseres Verständnis der sozialen Phänomene. In einer anderen Hinsicht hat Mayntz die Orientierung an den Naturwissenschaften, obwohl Tochter eines Ingenieurs, stets abgelehnt: Die Sozialwissenschaften können keine Gesetzeswissenschaften auf der Linie des Hempel-Oppenheim-Schemas der Erklärung sein, und Sozialtechnologie scheitert an Eigendynamiken und begrenzter Steuerbarkeit sozialer Dynamiken, nicht zuletzt aufgrund der Tatsache, dass Akteure diese Dynamiken durchschauen und in Grenzen mit gestalten können. Stattdessen können die Sozialwissenschaften »kausale Rekonstruktionen« anbieten. In den Worten des Weggefährten Fritz W. Scharpf: »Bei komplexen Konstellationen können wir immer nur Ausschnitte durch einfache Modelle erklären und wir müssen diese Partialerklärungen narrativ verbinden, wenn wir den Gesamtzusammenhang erfassen wollen. Wir haben keine Supermodelle, die uns in die Lage versetzen würden, große komplexe Zusammenhänge in einem Zug theoretisch zu erfassen.« Und so wird es wohl bleiben.

Diese Reserviertheit gegenüber »Supermodellen« erklärt, warum Renate Mayntz auch in der Wissenschaft wenig Bedarf für Revolutionen sah. Sie war im Gegenteil über längere Strecken ihres Erkenntnisstrebens bekennende »Normalwissenschaftlerin«, was nur diejenigen als etwas langweilig einstufen, die Thomas Kuhn nicht richtig gelesen haben. Allein aus dem »puzzle solving« der »Normalwissenschaft« im Rahmen eines wie auch immer gefassten Paradigmas, an dem nicht gerüttelt wird, geht kumulativer Erkenntnisfortschritt hervor; und dieses »Rätsellösen« verlangt nicht nur Beharrlichkeit, sondern oft genug auch Einfallsreichtum und einen Blick für nicht auf der Hand liegende Zusammenhänge und Passungen. Wissenschaftliche Revolutionen, die Paradigmen umstürzen und durch neue ersetzen, sind hingegen erst einmal Fortschrittsbrüche, die dann mühsam – als »nach hinten« ausgerichteter Teil von »Normalwissenschaft« – überbrückt werden müssen. Zum Glück bedarf es solcher Fundamentalrevisionen nur selten. Was es stattdessen jedoch auch in den Sozialwissenschaften – neben saisonalen Modenschauen, die immer hektischer aufeinander folgen, je mehr wissenschaftliches Personal sich angesichts knapper Stellen profilieren muss – durchaus gibt, sind »normalwissenschaftlich« angebaute Paradigmenwechsel, gleichsam das wissenschaftliche Pendant zu politischen Reformen. Renate Mayntz hat einige solcher Wechsel vollzogen: etwa als sie den Horizont der Organisations- und Verwaltungs- und auch Policyforscherin überschritt und zur Gesellschaftsforscherin wurde, die sich noch ganz anderer Theorie-werkzeuge bediente, oder als sie den »Problemlösungsbias« des Steuerungs-

und Governance-Paradigmas ansprach, also darauf aufmerksam machte, dass politische und staatliche Akteure nicht nur und nicht immer vorrangig gesellschaftlich gegebene Probleme bewältigen wollen, sondern mit ihren Machtressourcen auch individuelle oder organisationale Eigeninteressen verfolgen. Mayntz repräsentiert damit einen Wissenschaftlertypus, der in den Sozialwissenschaften, auch unter ihren Größen, viel zu selten anzutreffen ist: eine »Normalwissenschaftlerin«, die sich aber, wenn es sachlich erforderlich oder vielversprechend ist, unsentimental entschlossen in ein anderes Paradigma hineinbegibt.

Wenn ich bis hierher den Eindruck vermittelt habe, im Leben von Renate Mayntz drehe sich alles nur um die Wissenschaft, so war das einerseits gewollt, und muss doch andererseits zurechtgerückt werden. Wer sie nur ein wenig kennengelernt hat, weiß, dass sie eine große Kunstliebhaberin und -kennerin ist und viele Jahre mit Hann Trier, einem der wichtigen deutschen Nachkriegsmaler, verheiratet war. Das ist nur eine Facette dessen, was ihr jenseits der Wissenschaft wichtig ist – dass ich über andere nichts zu berichten weiß, mögen diejenigen bedauern, denen erst *human interest stories* große Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler nahebringen. Hier will Renate Mayntz nichts zu bieten haben – für die Fachkolleginnen und -kollegen wie auch für eine breitere Öffentlichkeit soll allein die Wissenschaftlerin zählen.¹

Uwe Schimank

P.S.: Letztens sah ich sie übrigens auf der Liste der *invited talks* einer Tagung des SFB »Globale Entwicklungsdynamiken von Sozialpolitik«, die im November dieses Jahres an der Universität Bremen stattfinden wird. Man kann darauf wetten, dass das nicht die einzige und nicht die letzte Verpflichtung ist, die sie übernommen hat. Renate Mayntz ist auch weiter für intellektuelle Überraschungen gut.

1 Wer mehr über Renate Mayntz wissenschaftlichen Werdegang und ihre Art des sozialwissenschaftlichen Forschens und Denkens erfahren möchte, kann zum gerade erschienenen Band »Renate Mayntz im Gespräch – Ordnung und Fragilität des Sozialen« (herausgegeben von Ariane Leendertz und Uwe Schimank, Campus) greifen, aus dem auch die Gesprächszitate sind. Der Band enthält darüber hinaus eine Reihe von Aufsätzen aus allen Werkphasen, die Interessierten Einstiege in das Werk von Renate Mayntz bieten können.

In memoriam Jürgen Friedrichs (2. November 1938 – 19. Februar 2019)

Jürgen Friedrichs hat sich nicht mit großen ideologischen Debatten aufgehalten oder ganze Gesellschaftsszenarien entworfen, die schnell verblasen. Dennoch oder gerade deswegen hat er Großes geleistet und der Soziologie seinen Stempel aufgedrückt. Erklärungskräftige Theorie, Verständnis zugrundeliegender Mechanismen auf Mikro- und Makroebene und präzise Deskription sind Markenzeichen seines überaus produktiven Schaffens. Grandseigneur der Stadtsoziologie wurde er kürzlich genannt. Diese ist sicher sein Hauptgebiet seit Jahrzehnten; aber wir kennen ihn auch als Theoretiker, Methodiker, Empiriker, als Jugendforscher, Kriminalsoziologen, Ungleichheits- und Migrationsforscher.

Jürgen Friedrichs ist aufgewachsen in Berlin, hat in Hamburg Soziologie, Philosophie, Psychologie und Volkswirtschaft studiert, war an der Akademie für Wirtschaft und Politik tätig, nach Promotion (»Werte und Soziales Handeln. Ein Beitrag zur soziologischen Theorie«, Tübingen Mohr-Siebeck) ab 1968 Assistent und ab 1974 Professor für Soziologie an der Universität Hamburg. Auf seine Initiative hin wurde 1982 die Forschungsstelle Vergleichende Stadtsoziologie gegründet, deren Leitung er übernahm. 1983/84 war er Fellow an der Johns Hopkins Universität in Baltimore und 1991 folgte er einem Ruf an die Universität zu Köln. Dort war er zunächst Direktor des Forschungsinstituts für Soziologie (bis 2003) und danach des Instituts für Angewandte Sozialforschung bis zu seiner Emeritierung 2007. Gleichzeitig war er über einen Zeitraum von zwei Jahrzehnten Herausgeber der *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* (1991 – 2012). Er hat das Kölner Institut maßgeblich geprägt und war über lange Zeit das Gesicht der »Kölner Zeitschrift«. Namentlich herausgegeben hat er die Sonderhefte »Soziologische Stadtforschung«, »Diagnosefähigkeit der Soziologie«, »Soziale Integration« und »Sozialer Kontext und soziale Mechanismen«.

In der Hamburger Zeit und später in Köln entstanden »Stadtanalyse« (1977) und »Stadtsoziologie« (1995). Diese Werke waren mehr als Lehrbücher. Sie waren zugleich Kompendium, Nachschlagewerk und Programm des Autors. Bestechend sind die tiefen Kenntnisse der soziologischen und stadtsoziologischen Tradition. An die humanökologische Forschung der *Chicago School* wird kritisch und immer auch mit Blick auf die empirische Evidenz angeknüpft. Seine Vergleiche von Stadtentwicklungen (»The Changing Downtown. A Comparative Analysis of Baltimore and Hamburg«, mit Allen

C. Goodman 1987) oder seine Längsschnittanalysen urbaner Entwicklung stehen in dieser Tradition. Die stadtsoziologischen Arbeiten sind angereichert mit sozialräumlichen Analysen und informativem Kartenmaterial. Die Soziologie räumlicher Entwicklung und auch die Umweltsoziologie können von den scharfsinnigen Analysen nur profitieren. Prozesse der Segregation werden in der »Stadtsoziologie« (1995) durch Theorie und Modell erklärt, die Netzwerkanalyse spielt eine gewichtige Rolle, aber immer wird der Blick auch auf das Korrektiv empirischer Daten gelenkt. Der Gehalt der Theorie muss sich an konkreten Fällen urbaner Entwicklungen erweisen.

Schellings Modell der Segregation hat Jürgen Friedrichs bereits in der »Stadtsoziologie« ausführlich behandelt. Zahlreiche Autoren haben das Modell in Artikeln und Büchern beschrieben, Computermodelle konstruiert und erweitert, doch selten wurden die Hypothesen über »tipping points« empirisch fruchtbar gemacht. In der Allgemeinen Bevölkerungsumfrage des GESIS-Instituts wurden den Befragten der Stichprobe diverse Segregationsmuster in Form einer 7 x 7 – Matrix vorgelegt. Diese und zahlreiche andere Ergebnisse sind in das Buch »Gespaltene Städte. Soziale und ethnische Segregation in deutschen Großstädten« (2009, mit Sascha Triemer) eingeflossen. Die Schwellenwerte sind aufschlussreich. 58% der Deutschen waren bereit, in einem Wohnviertel mit 8% Ausländern zusammenzuleben. Der Anteil sank auf 39%, wenn ein Drittel Ausländer im Quartier lebte und nurmehr 5% der Deutschen waren bereit, einen Ausländeranteil von knapp drei Vierteln in der Nachbarschaft zu tolerieren. Bemerkenswert sind auch die Karten zur ethnischen Segregation deutscher Großstädte. Jürgen Friedrichs hat wohl auch aus den Analysen geschlossen, dass Integration nur dann gelingen kann, wenn jede Art von Ghettoisierung vermieden wird. Aufschlussreich dazu ist sein Vortrag aus dem Jahr 2016 über »Soziale Mischung Bauen« bei der Bundesstiftung Baukultur.¹ Im Interview mit ZEITonline (30. Oktober 2015) wird der Schluss gezogen, dass nur die Verteilung von Flüchtlingen in kleinen Gruppen über die Stadtteile Kontakte zur einheimischen Bevölkerung und Integration befördern kann. Mit den »Kölner Flüchtlingsprojekten« seiner Forschungsgruppe wurden Anwohner in Stadtteilen von Köln, Mülheim Hamburg-Bergedorf und bewusst auch im vornehmen Hamburger Stadtteil Harvestehude wiederholt befragt, außerdem Flüchtlinge und Experten. »Gut aufgehoben sind Schutzsuchende, wenn die Behörden sie in kleinen Einheiten vor allem in Vierteln der Mittel- und

¹ Das Video des kurzen Vortrags ist hier zu finden: <https://vimeo.com/254341982>, letzter Aufruf am 17. Mai 2019.

Oberschicht unterbringen,« lautet eine Lehre aus diesen Studien (Spiegel-Online-Interview vom 22. Februar 2017). Die wissenschaftliche Publikation über das Kölner Flüchtlingsprojekt ist im April dieses Jahres erschienen.

Es ist offensichtlich, dass seine empirischen Arbeiten gerade heute von hoher gesellschaftspolitischer Brisanz sind. Das gilt auch für zwei weitere Themen: Gentrifizierung und benachteiligte Wohngebiete. Die erste deutsche Studie über Gentrifizierung stammte von Jürgen Friedrichs (mit Jens Dangschat), weitere empirische Arbeiten folgten, aufbauend auf einem theoretischen Prozessmodell. Denn das ist auch ein Markenzeichen seiner Forschung: Die empirischen Studien stehen auf einer soliden theoretischen Basis. Wenn Robert Kecskes, Michael Wagner und Christof Wolf (2004) in der Festschrift für Jürgen Friedrichs schreiben, dass seine Arbeiten, im besten Sinne, auf »Angewandte Soziologie« zielen, dann muss man doch hinzufügen, dass seine Arbeiten durchgehend theoretisch fundiert sind, dass er nicht nur die intellektuellen theoretischen Diskurse verfolgte, sondern daran auch aktiv, wenngleich nicht selten skeptisch partizipierte. Schon seine oben erwähnte Doktorarbeit befasste sich mit Werten und sozialem Handeln. Im Journal *Urban Studies* entwickelt er eine »Theory of Urban Decline« (1993). Die Schlüsselvariable ist industrielle Diversität. Im internationalen Vergleich prognostiziert der Grad der Diversität, ob Städte absteigen oder prosperieren. Theoretisches Interesse galt auch der Individualisierungsthese (1998). Wie kann man sie näher umreißen, wie gehaltvoll ist sie? Das von ihm herausgegebene Buch hat zweifellos eine rege theoretische Debatte über Individualisierung im Lichte empirischer Daten ausgelöst.

Zwei Jahre später erschien eine Studie, die Klassenlagen als bedeutsamer herausstreicht als individuelle Lebensentwürfe. »Leben in benachteiligten Wohngebieten« (2000, mit Jörg Blasius) ist weit mehr als Sozialreportage. Man könnte sagen, dass sich diese Untersuchung in der Tradition der Marienthalstudie befindet, aber durchgeführt mit modernen Methoden der Sozialforschung. Hier steht wie in anderen Arbeiten von Jürgen Friedrichs nicht bloße Deskription im Vordergrund. Vielmehr geht es um verallgemeinerbares Wissen, um die Untersuchung von Hypothesen über eine »Kultur der Notwendigkeit« (Bourdieu) und Kontexteffekte armer Nachbarschaften. Dazu wurden vier Kölner Stadtviertel mit einem hohen Anteil von Sozialhilfeempfängern ausgewählt. Die Breite der Methoden und Themen ist beeindruckend. Die Aufmerksamkeit der Forscher richtet sich unter anderem auf die sozialen Netzwerke, soziale Normen und die Billigung von Normabweichungen, auf Lebensstile und kulturelles Kapital der Bewohner. Mit der

»Methode der Wohnraumb Beobachtung« werden, wie schon in der Marienthalstudie, nur wesentlich differenzierter, Wohnungseinrichtung und Pflege der Wohnung erfasst. Die Ergebnisse sprechen für die »Kultur der Notwendigkeit« aber auch für starke Gebietseffekte. Je benachteiligter der Stadtteil, desto kleiner sind die sozialen Netzwerke und desto eher wird deviantes Verhalten toleriert. Interessant ist auch, dass die türkischen Bewohner abweichendes Verhalten viel stärker missbilligen. Die Forscher sehen demzufolge gerade in der türkischen Bevölkerung einen Stabilitätsanker für die benachteiligten Stadtgebiete.

Die Vielfalt der in den Studien verwendeten Methoden überrascht nicht. Seit zu Beginn der siebziger Jahre das Lehrbuch »Methoden empirischer Sozialforschung« (1971) erschienen ist, sind Generationen von Studenten in Soziologie und benachbarten Sozialwissenschaften mit diesem Buch aufgewachsen. Auch ich habe mit dem »Friedrichs« gelernt und später gelehrt; ein exzellentes Lehrbuch der Methoden, das Systematik und anschauliche Beispiele in idealer Weise kombinierte. Aber auch andere Arbeiten zu seltener verwendeten Methoden sind bemerkenswert. »Teilnehmende Beobachtung« (1971, mit Hartmut Lüdtke) führte, so der Untertitel, in die »sozialwissenschaftliche Feldforschung« ein. Dazu erschien wenig später der von Jürgen Friedrichs herausgegebene Band »Teilnehmende Beobachtung abweichenden Verhaltens«, eine hervorragende Sammlung systematischer Beobachtungsstudien, von denen einige heute als klassisch gelten können. Diese vor langer Zeit erschienenen Bücher sind nicht nur von soziologiegeschichtlichem Interesse. Die Studien in »Teilnehmende Beobachtung« sind für Forschung und Lehre auch heute noch inspirierend.

Kindheit und Jugend verbrachte Jürgen Friedrichs in Berlin. Als Kind von vier Jahren wurde er bei einem Bombenangriff verschüttet. Nach der Rettung verschickte ihn die Familie zur Sicherheit auf einen pommerschen Gutshof. Die Familie war wohlhabend, der Vater hatte ein Geschäft mit Rauchwaren, war also im Pelzhandel tätig. Als der Sohn in Schülerzeiten bemerkte, dass die Klassenkameraden anders als er selbst kein eigenes Zimmer zur Verfügung hatten, nahm er sich vor, alle Schulkameraden zu besuchen, um ihre Wohnverhältnisse kennenzulernen. Das war die erste empirisch-soziologische Untersuchung von Jürgen Friedrichs.

Die Leidenschaft für die Sozialforschung blieb, angetrieben von der Begeisterung an Erkenntnis und wissenschaftlicher Neugier. Er konnte mitreißen und motivieren, wie alle, die bei ihm studiert haben, nur bestätigen können. Ich bin ihm erstmalig vor nunmehr fast einem halben Jahrhundert als Student in Hamburg begegnet. Zusammen mit Jürgen Kriz leitete er Anfang der 70er Jahre ein Seminar über Statistik. Bei den »beiden Jürgen« kam ich als Anfangssemester erstmals mit Statistik und sozialwissenschaftlicher Datenanalyse in Berührung. Ergebnisse gab es damals nicht auf Knopfdruck, dafür mehr Verständnis. Ich erinnere mich, dass wir gut eine Woche per Hand gerechnet haben, um die Faktoren aus einer Korrelationsmatrix zu extrahieren.

Jürgen Friedrichs ist wenige Monate nach seinem 80. Geburtstag plötzlich und völlig unerwartet gestorben. Er war in Lehre und Forschung aktiv und engagiert bis zuletzt. Wie jedes Semester plante er auch diesen Sommer ein Seminar und Forschungsarbeiten. Für die Studierenden war der Emeritus, der morgens mit dem Fahrrad ans Institut kam, ein gewohnter Anblick. Nicht mehr erlebt hat er die Publikation seines neuen Buchs »Fremde Nachbarn: Die sozialräumliche Integration von Flüchtlingen« (mit Felix Leske und Vera Schwarzenberg), das im April dieses Jahres erschienen ist. Sein Tod ist ein Verlust für uns alle.

Jürgen Friedrichs hinterlässt seine Frau Ulrike und Tochter Rebecca.

Andreas Diekmann

In memoriam Manfred Teschner (3. Oktober 1928 – 13. März 2019)

Manfred Teschner war von 1967 bis zu seiner Emeritierung 1994 Professor für Soziologie an der Technischen Hochschule (heute TU) Darmstadt. Er war nicht nur der Begründer der Soziologie an der TH Darmstadt, sondern auch maßgeblicher Initiator einer breiten interdisziplinären Stadtforschung, die heute in Deutschland an einer Reihe von Orten, oft aufgebaut durch seine Schüler, präsent ist. Er hat darüber hinaus die Entwicklung der deutschen Soziologie in den 1970er und 1980er Jahren mitgeprägt und auch die politische Entwicklung der Universitätslandschaft mit beeinflusst. Seine prägenden Wirkungen sind nur vor dem Hintergrund seiner Persönlichkeit und seiner Geschichte zu verstehen. Charakteristisch für Teschner war die Verbindung von politischem Engagement, theoretischer Radikalität, Unabhängigkeit des Denkens und einem unbestechlichen Blick auf die gesellschaftliche Wirklichkeit, wie sie ist. Das Interesse an den Problemen und der problematischen Entwicklung dieser Gesellschaft hatte für ihn stets Priorität vor allen innersozioologischen Fragen und Theoriekonstruktionen.

Die politische Orientierung des eigenen Denkens und Handelns war sicherlich von biographischen Erfahrungen angeleitet und geprägt: Als 15jähriger in der Geburtsstadt Danzig zum Luftwaffenhelfer, als 16jähriger noch gegen Kriegsende für kurze Zeit zum Wehrmachtssoldaten gemacht, musste sich Teschner nach englischer Kriegsgefangenschaft und dem Tod der Mutter kurz nach Kriegsende um die beiden nach Westdeutschland geflüchteten jüngeren Brüder kümmern, bis wieder ein Kontakt zum Vater entstand. Er arbeitete zuerst als Flüchtling in der Landwirtschaft, dann – spürbar eine unvergessene Erfahrung für ihn – fünf Jahre lang von 1947 bis 1952 als Bergmann, als Schlepper und Hauer im »Pütt«, in einer Zeche im Ruhrgebiet. Das hautnahe Miterleben schwerer körperlicher Arbeit unter Gleichgestellten, aber auch am unteren Ende der strengen Hierarchie des Bergbaubetriebs – und damit zu wissen, was es heißt, Unterworfenener persönlicher und bürokratischer Herrschaft zu sein –, das Kennenlernen des gesellschaftlichen Milieus und der Lebensweisen der Arbeiter sowie der gewerkschaftlichen und politischen Kultur der Arbeiterbewegung im Ruhrgebiet waren ein wesentliches Moment für die Herausbildung eines gesellschaftlich-moralischen und wissenschaftlichen Maßstabs, der immer Teschners *ceterum censeo* darstellte: Was bedeuten ökonomische und politische Entscheidungen von

Regierungen und Konzernherren für das Leben und das Schicksal der großen Mehrheit in unserer Gesellschaft? Wo treibt diese Gesellschaft hin und was treibt sie an? Was sind die Chancen des Individuums gegenüber den es prägenden gesellschaftlichen Kräften? Wie und mit welchen Folgen sich Ungleichheit, Herrschaft und Unterdrückung in der Gesellschaft verhängnisvoll verschränken – das sind die bestimmenden Motive seines Denkens geblieben.

Manfred Teschner entschied sich schließlich, diese Erfahrungen sowie die Erlebnisse im Krieg und im Hitlerschen Deutschland zu reflektieren und, trotz der prekären Lebensumstände, ein Studium der Sozialwissenschaften zu beginnen. Dazu musste er zunächst ein Jahr Propädeutikum an der Hochschule für Sozialwissenschaften in Wilhelmshaven absolvieren, wo er im August 1953 das Abitur erwarb und dann mit dem Studium – unter anderem bei dem Dozenten Wolfgang Abendroth – beginnen konnte. Er wechselte jedoch schon 1954 nach Frankfurt an das Institut für Sozialforschung, wo er nicht nur weiter studierte, sondern schon im Herbst desselben Jahres eine Anstellung als »Hilfsassistent« erhielt – heute würde man das wohl als studentische Hilfskraft bezeichnen, nur damals beinhaltete diese Stellung die Chance, als einer der noch wenigen Soziologie-Studenten schon an empirischen Untersuchungen und theoretischen Diskussionen mit einigen der ebenfalls wenigen in der BRD tätigen Gesellschaftsanalysen und -theoretiker von Rang teilzunehmen. Theoretische Radikalität und Unabhängigkeit, aber auch der nüchterne Blick auf die gesellschaftliche Wirklichkeit wurden wohl entscheidend durch den engen Kontakt zu Horkheimer und vor allem zu Adorno in Frankfurt geprägt. Nach dem Diplom im Februar 1958 wurde er wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Sozialforschung und wirkte in dieser Eigenschaft bis zu seiner Ernennung zum Professor an der Technischen Hochschule Darmstadt im Wintersemester 1967/68 weiter.

Teschner hatte durch seine industriesoziologischen Forschungen ein zunehmendes Interesse an Fragen der Bürokratisierung und ihres Zusammenhangs mit der gesellschaftlichen Entwicklung gewonnen, das nicht auf den Produktionsbereich beschränkt blieb. Aus der Studie des Instituts für Sozialforschung über den »Verband der Heimkehrer« entstand die Doktorarbeit, mit der er im Sommer 1960 promoviert wurde. Mitte der 1960er Jahre schrieb er – angeregt durch seine mittlerweile umfangreichen Lehrerfahrungen an der Universität – eine Arbeit zur »Wirksamkeit der politischen Bildung«, die im Sommer 1966 an der Philosophischen Fakultät der Johann

Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt auf Vorschlag Adornos als Habilitationarbeit eingereicht wurde; der Abschluss des Verfahrens wurde durch die Berufung nach Darmstadt hinfällig.

Mit der Berufung und Ernennung zum ordentlichen Professor auf den neu geschaffenen Lehrstuhl für Soziologie an der Staats- und Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Technischen Hochschule Darmstadt begann die Lebens- und Arbeitsphase größter öffentlicher Wirksamkeit. Manfred Teschner kam in einer politischen Situation an die THD, in der der gerade 39jährige Soziologie-Professor rasch mit hohen Erwartungen einerseits, mit ebenso vielen Vorbehalten auf der anderen Seite konfrontiert wurde. Übers Jahr, nämlich 1969 und 1970, fand er sich in dem zwischen 1968 und 1971 existierenden Dreier-Direktorium, das im Übergang vom alten Rektorat zum neuen Präsidium die Hochschule leitete, an der Seite des Architekten Max Guthert und des Physikers Friedrich Beck wieder.

Die Zusammenarbeit mit Max Guthert im Direktorium war auch in anderer Hinsicht folgenreich: Mit ihm zusammen arbeitete Teschner 1969 bis 1974 an der Entwicklung interdisziplinärer Lehrinhalte in der Ausbildung von Stadt-, Regional- und Landesplanern; die interdisziplinäre Orientierung der Darmstädter Soziologie, die dem aus der Frankfurter Tradition genährten Realismus der Gesellschaftssicht geschuldet ist, hat Teschner von Anfang an als prägendes Moment eingeführt. Denn Soziologie als Fach wurde schrittweise, aber bis Mitte der 1970er Jahre als vollgültiger Studiengang, etabliert. Spätere Professor/inn/en und Aktive der interdisziplinären Stadtforschung und -entwicklung wie Walter Siebel, Lorenz Rautenstrauch, Werner Durth, Hanns-Peter Ekardt, Karl-Dieter Keim oder Hille von Seggern wurden von ihm promoviert.

Schon in den 1960er Jahren hatte Teschner eine Diskussionsgruppe organisiert, die auf die Gründung einer Sektion Stadtsoziologie in der DGS zielte; nach ihrer Gründung 1971, die maßgeblich auf ihn zurückgeht und an der auch Max Guthert beteiligt war, wurde Teschner ihr erster Sprecher, später folgte ihm für viele Jahre Bernhard Schäfers. »Nebenbei« setzte Teschner übrigens seine integrativen inhaltlichen Fähigkeiten 1971/72 als Vorstandsmitglied der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (zusammen mit M. Rainer Lepsius und Ralf Dahrendorf) ein, um das angesichts einer Krise von Soziologie und Soziologieausbildung nach dem Frankfurter Soziologentag 1968 und der Studentenbewegung drohende Auseinanderfallen der DGS zu verhindern.

Die einmal eingeschlagene Richtung interdisziplinärer Orientierung der Soziologie an der THD blieb – und zwar wegen der Situierung dieses Instituts an einer Technischen Hochschule, die ja für Teschner zugleich eine Nähe zu sonst vernachlässigten Seiten der gesellschaftlichen Entwicklung bedeutete – als Leitlinie seiner Forschung und Lehre erhalten. Von Mitte der 1970er Jahre bis zu seiner Emeritierung – also über einen Zeitraum von zwei Jahrzehnten – war er kontinuierlich an fachübergreifenden Forschungsprojekten zu den verschiedenen Aspekten der räumlichen Gesellschaftsanalyse beteiligt. Manfred Teschner wirkte an diesen Untersuchungen und begleitenden Kolloquien und Lehrveranstaltungen mit, um mit Hartnäckigkeit, die aber immer gepaart war mit großer inhaltlicher Argumentationskraft, die sozialen Dimensionen der jeweiligen Problemstellung deutlich zu machen. In der Zusammenarbeit mit Naturwissenschaftlern und Ingenieuren kann man – so ein anderes seiner *cetera censeo* – als Sozialwissenschaftler nur bestehen, wenn man die eigenen spezifischen Betrachtungsweisen und Fragestellungen zur Geltung bringt; nicht inhaltliche Anpassung an die Sichtweise der anders denkgeschulten Disziplinen, sondern das Beharren auf der Berechtigung der eigenen Perspektiven des Fragens und des Denkens ist die Bedingung für produktive Kooperation. Das Geltenlassen der anderen Sichtweise – zunächst ganz im Sinne liberaler Tugenden – ist der Verhaltensimperativ; er sollte freilich nicht – wie oft in liberalen Kontexten – die eigene Kritikfähigkeit einschränken dürfen. An diese Denkweise zu erinnern, sie zu bewahren und zu bestärken, ist gerade unter den heutigen Bedingungen eines vermehrten Anpassungsdrucks in allen Wissenschaftsbereichen besonders angebracht.

Rudi Schmiede

Demografie-Preis 2019

Die Stiftung für die Rechte zukünftiger Generationen und die Intergenerational Foundation loben den Demografie-Preis 2019 aus. Das Thema lautet:

Wohnungskrise: Wie können wir die Situation für junge Menschen verbessern?

In vielen Ländern, insbesondere in Groß- und Universitätsstädten, ist bezahlbarer Wohnraum ein drängendes Problem. Von dieser »Wohnungskrise« sind verschiedene Generationen jedoch in unterschiedlichem Maße betroffen, so dass es sich auch um eine Frage der Generationengerechtigkeit handelt: Steigende Miet- und Kaufpreise erschweren gerade jungen Menschen zunehmend den Zugang zum Wohnungsmarkt.

Wie kann sichergestellt werden, dass die junge Generation beim Thema »Wohnen« nicht auf der Strecke bleibt?

Willkommen sind Beiträge mit 5.000 bis 8.000 Wörtern, die sich innovativ mit dem Thema auseinandersetzen und Reformvorschläge oder Analysen ausarbeiten. Das Preisgeld von insgesamt 10.000€ wird unter den Gewinner*innen aufgeteilt. Einsendeschluss ist der **1. Dezember 2019**.

Weitere Informationen zum Demografie-Preis 2019 finden Sie auf der Webseite der Stiftung für die Rechte zukünftiger Generationen unter der Rubrik »Preise« auf www.generationengerechtigkeit.info. Für vollständige Ausschreibungsunterlagen wenden Sie sich an: kontakt@srzg.de.

Habilitationen

Dr. Boris Traue hat sich am 19. September 2018 an der Technischen Universität Berlin habilitiert. Die Habilitationsschrift trägt den Titel »Selbstautorisierungen. Die Transformation des Wissens in der Kommunikationsgesellschaft«. Die *venia legendi* lautet Soziologie.

Call for Papers

2. Wissenschaftsworkshop zu den Auswirkungen des gesetzlichen Mindestlohns

Bundesanstalt für Arbeitsschutz und Arbeitsmedizin, Berlin, 12. und 13. November 2019

Die Auswirkungen des seit 2015 geltenden gesetzlichen Mindestlohns sind Gegenstand vieler wissenschaftlicher Forschungsprojekte. Vor diesem Hintergrund organisiert die Geschäfts- und Informationsstelle für den Mindestlohn (Mindestlohnkommission) einen Workshop zum wissenschaftlichen Austausch über aktuelle, noch nicht als Artikel veröffentlichte Arbeitsergebnisse der Mindestlohnforschung (»work in progress«). Willkommen sind quantitative und qualitative empirische Beiträge, die sich auch auf spezifische Zielgruppen, Regionen oder Branchen beschränken können. Interessierende Themen entlang der gesetzlichen Evaluationskriterien (vgl. auch den ersten und zweiten Bericht der Mindestlohnkommission) sind:

- Auswirkungen des Mindestlohns auf den Schutz der Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer (zum Beispiel Lohnstruktur, Erwerbsbiografien, soziale Sicherung, »Aufstocker«, Umsetzung des Mindestlohns)
- Auswirkungen des Mindestlohns auf die Beschäftigung (zum Beispiel Beschäftigungsniveaus, Beschäftigungsformen, Arbeitszeit, Arbeitslosigkeit, Ausbildungsgeschehen)
- Auswirkungen des Mindestlohns auf die Wettbewerbsbedingungen (zum Beispiel betriebliche Anpassungsmaßnahmen, Produktivität, Wettbewerbssituation bzw. -intensität, makroökonomische Indikatoren)

Vortragsangebote zu aktuellen Forschungsprojekten (Vorstellung von Zwischenergebnissen laufender Projekte, von Arbeitspapieren etc.) können in Form von aussagekräftigen Exposés (max. 5.000 Zeichen) bis zum **2. August 2019**

eingereicht werden. Bitte senden Sie Ihren Beitrag per E-Mail an die Adresse geschaeftsstelle@mindestlohn-kommission.de.

Eine Rückmeldung über die Annahmeentscheidung erhalten Sie bis zum 4. September 2019. Die Veranstaltung wird vom Vorsitzenden der Mindestlohnkommission, Jan Zilius, sowie den wissenschaftlichen Mitgliedern, Prof. Dr. Clemens Fuest und Dr. Claudia Weinkopf, begleitet. Tagungsgebühren werden nicht erhoben. Reisekosten werden entsprechend den Richtlinien des Bundesreisekostengesetzes erstattet. Die Veranstaltung findet in den Räumen der Bundesanstalt für Arbeitsschutz und Arbeitsmedizin, Nöldnerstraße 40–42, 10317 Berlin statt. Bei Fragen können Sie sich gerne an die Geschäftsstelle der Mindestlohnkommission wenden:

E-Mail: geschaeftsstelle@mindestlohn-kommission.de

Telefon: 030/51548-4194

Tagungen

X. Internationales Tönnies Symposium

5. bis 7. September 2019, Christian-Albrechts-Universität zu Kiel,
Christian-Albrechts-Platz 2, 24118 Kiel

Anlass der Veranstaltung ist das diesjährige Erscheinen von *Gemeinschaft und Gesellschaft* als Band 2 der Tönnies-Gesamtausgabe. Unter dem Titel »Gemeinschaft und Gesellschaft: Gemeinwohl und Eigeninteresse heute« wird es darum gehen, dem Denken von Ferdinand Tönnies vor dem Hintergrund aktueller vielfältiger sozialer Herausforderungen und Krisen nachzuspüren. Außerdem wird der thematische Reichtum des Klassikers im Kontext der Wissenschaftsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts beleuchtet.

Die Eröffnung des Symposiums findet am 5. September ab 18 Uhr im Schleswig-Holstein-Saal des Landeshauses, Düsternbrooker Weg 70, 24105 Kiel statt. Am 6. und 7. September ist das weitere Programm entlang von Plenarvorträgen und acht Panels organisiert, an denen insgesamt rund 60 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler teilnehmen:

1. Tönnies als politischer Denker
2. Tönnies und die werdende Sozialwissenschaft I –
Naturwissenschaftlicher, speziell biologischer Kontext (Positivismus)
3. Tönnies und die werdende Sozialwissenschaft II –
Philosophisch-geistesgeschichtlicher Kontext
4. Tönnies und die Ambivalenz der Moderne
5. Gemeinschaft – Virtualität – Öffentliche Meinung
6. Erträge und Desiderate der Tönnies-Forschung
7. Der unsichtbare Tönnies
8. Tönnies als Wirtschaftsberater

Im Verlauf der Tagung werden Prof. Dr. Walter Reese-Schäfer, Prof. Dr. Peter-Ulrich Merz-Benz und Prof. Dr. Alexander Deichsel Festvorträge halten. Am 6. September 2019 sind Plenarvorträge von Alexander Wierzock, M.A., Prof. Dieter Haselbach, Prof. Dr. Timo Meynhardt, Prof. Dr. Konrad Otto, Prof. Dr. Karl-Siegbert Rehberg und Dr. Nadja Kobler geplant, am 7. September werden Prof. Dr. Carsten Schlüter-Knauer, Dr. Cornelius Bickel, Sebastian Klauke, M.A., Prof. Dr. Michael Opielka und M.A. Verena Keyzers sprechen. Über die Vorträge und die Besetzung der Panels informieren Sie sich bitte auf der homepage der Ferdinand Tönnies Gesellschaft unter www.ftg-kiel.de/aktuell.htm. Die überwiegende Zahl der Vorträge wird auf Deutsch gehalten, einige auf Englisch.

Die Veranstaltung richtet sich gleichermaßen an die interessierte Öffentlichkeit und Wissenschaft. Die Teilnahme ist kostenlos, allerdings bitten wir um Anmeldung für die Eröffnung am ersten Tag und den Empfang am zweiten Abend. Für die Anmeldung oder bei Fragen wenden Sie sich bitte an

Sebastian Klauke

E-Mail: ftg-kiel@t-online.de

Grenzenlos leben?! – Interdisziplinär denken

7. Studentischer Soziologiekongress vom 19. bis 22. September 2019 in Bochum

Der Studentische Soziologiekongress – eine der wichtigsten deutschsprachigen Nachwuchsveranstaltungen im sozialwissenschaftlichen Bereich – findet alle zwei Jahre statt. Der Kongress hat einen stark kommunikativen Charakter und entspricht damit dem Wunsch des wissenschaftlichen Nachwuchses, sich auszutauschen, aktuelle Themen zu diskutieren, sowie methodisch und inhaltlich voneinander zu lernen. Für dieses Jahr hat der Fachchaftsrat Sozialwissenschaft der Ruhr-Universität Bochum den Kongress an die RUB geholt. Neben den üblichen, vielfältigen Themen des Kongresses wird in diesem Jahr auch Open Science explizit ein Thema sein, unter anderem mit einer Keynote von Nate Breznau (einer der Organisatoren der MZES Open-SocialScience Conference, die im Januar in Mannheim stattfand).

Grenzen sind in vielfältiger Weise Knotenpunkt aktueller gesellschaftlicher Diskurse. Es gilt Grenzen aufzulösen, zu überwinden, zu schützen, zu erkennen und zu diskutieren. Im Folgenden werden einige Themen der Konferenz dargestellt, die es vorzutragen und anzuhören lohnt.

Technik und Wissen

Die Aufbereitung und Verbreitung von Wissen hat sich in den letzten Jahrzehnten durch die Etablierung neuer Medien stark verändert. Smartphones, Tweets, Kommentare, Blogs und Snaps gehören zur alltäglichen Lebenspraxis, die sich nicht nur auf Politik, Journalismus und den Wandel von Arbeit auswirken, sondern auch die Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata jeder einzelnen Person verändern. Die Vielfalt an Wissen ist für einen Großteil der Menschen jederzeit abzurufen. Technische Innovationen lassen sich in allen Lebensbereichen entdecken. Screenings ermöglichen uns Interpretationen der menschlichen DNA, smarte Häuser bereiten den morgendlichen Kaffee bereits vor dem Aufstehen zu und Roboter leisten Care-Arbeit. Welche Auswirkungen lassen sich hieraus ableiten und wer übernimmt überhaupt Verantwortung?

Individualisierung

Die Ausdifferenzierung von Lebensstilen scheint aktuell einen neuen Bedarf nach Identität zur Folge zu haben und führt andererseits zu neuen Beziehungs- und Einsamkeitsformen. Dies stellt neue Anforderungen an Einzelne und an die Familie als Vermittlungsinstanz zwischen Individuum und Gesellschaft. Der durch Informationen getriebene Wandel lässt eine Einordnung in öffentlich und privat kaum zu und zeigt uns im Alltag, dass Individualisierung ohne ein Gegenüber nicht möglich ist. Bedeutet fortschreitende Individualisierung Freiheit von gesellschaftlichen Zwängen oder die Tyrannei der Autonomie?

Arbeit und Wirtschaft

Entgrenzte Erwerbsarbeit bietet Möglichkeiten zur Vereinbarkeit von Arbeit und Familie, aber auch das Risiko von einer Verbetrieblichung des Alltagslebens. Die verstärkte (Selbst-) Ausbeutung von Subjektivität bringt Benachteiligte dieser Entwicklung hervor: Insbesondere atypisch Beschäftigte

leiden unter zunehmender Prekarisierung und mangelnder sozialer Teilhabe. Der Konflikt zwischen Kapital und Arbeit findet nun vermehrt im Individuum selbst statt. Wo liegen die Grenzen kapitalistischer Wachstumslogik und welche langfristigen Folgen entwickeln sich durch den strukturellen Wandel der Arbeitswelt?

Urbane Räume, Region, Migration

Wenn Menschen sich unter anderem aufgrund von Repression und Klimawandel über Länder und Staaten hinwegbewegen, gilt es in einer globalisierten und vernetzten Welt Barrieren des Zusammenlebens zu überwinden. Während es in Europa parallel zur Öffnung und Verstärkung von Grenzen kommt, stellen Mobilität und Grenzübergänge auch die lokale Ebene, Städte und Gemeinden vor neue Herausforderungen. Segregationstendenzen resultieren in der räumlichen Trennung von sozialen Gruppen und Gentrifizierungsprozesse befeuern Debatten über das Recht auf Stadt in urbanen Räumen. Welche Auswirkungen haben politische Grenzen auf internationale Migrationsbewegungen und wird das Primat der sozialen Durchmischung für Stadtgesellschaften ausreichend diskutiert?

Geschlecht und soziale Ungleichheit

Neben verschiedenen anderen Diskriminierungskategorien stellt die Kategorie Geschlecht eines der zentralen Merkmale sozialer Ungleichheit dar. In modernen Gesellschaften sind Männer und Frauen immer noch nicht vollständig gleichgestellt. Sei es in der Arbeitswelt, Politik oder der Familie. Reproduktionsarbeit ist nach wie vor weitgehend die Aufgabe von Frauen. Dabei spielen geschlechtsspezifische Rollenerwartungen eine erhebliche Rolle, welche sowohl Frauen als auch Männer in ihrer Lebensgestaltung bedeutend einschränken können. Selbst wenn diese Grenzen schrittweise aufgelöst werden, sind sie bis heute nicht vollständig überwunden. Momentan können wir sogar weltweite Bestrebungen beobachten, die wieder zunehmend klassische Rollenbilder propagieren und damit erfolgreich sind. Können wir die Kategorie Geschlecht überhaupt überwinden?

Neben der Beschreibung bestehender gesellschaftlicher Dynamiken wollen wir einen Schritt weitergehen und über mögliche Brüche gesellschaftlicher und wissenschaftlicher Praxis mit bestehenden Verhältnissen nachdenken.

Neue und unbekannte Methoden wie zum Beispiel die »Mixed Methods« und deren Anwendungsbereiche haben sich mit der Zeit und über die Grenzen der Disziplinen hinweg entwickelt und dabei, auch dank des digitalen Fortschritts, die Möglichkeiten für Wissenschaft in der Zukunft erweitert. Damit einher gehen wiederum Paradoxien aus dem (Über-)Angebot an Optionen, welche sowohl die Möglichkeiten erweitern, als auch eine nicht greifbare Parallelwelt generieren.

Welche Rolle übernimmt Wissenschaft und insbesondere die Soziologie in dem Bestreben emanzipatorische Verhältnisse für alle Menschen zu schaffen? Wie kann die Vermittlung von soziologischem Wissen stattfinden und die Öffentlichkeit an soziologischer Forschung beteiligt werden?

Mehr Infos findet Ihr auf <https://2019.soziolegiekongress.de/>, oder schickt eine Mail an: info@soziolegiekongress.de